



Inszenierung und Ausschluss

In unmittelbarer Nähe zum Finalstadion der EM beschäftigt sich eine Ausstellung mit Fußball in der NS-Zeit. Wie Sport für die Propaganda genutzt wurde, ist dabei ebenso Thema wie die Gleichschaltung der Klubs oder Wettbewerbe im Lager

Von Martin Krauss

Ein schönes Foto ist das nicht, und eine Fußballszene ist darauf auch nicht dokumentiert, aber es ist ganz wichtige Sportgeschichte. Menschen sind von hinten zu sehen, wie sie vor dem Eingang des Fußballstadions von Tottenham Hotspur an der White Hart Lane stehen. Am oberen Bildrand, ganz weit entfernt, auf dem Oberrand des Stadions, sieht man Menschen, die den Hitlergruß zeigen.

Es geht um ein Länderspiel Englands gegen Deutschland im Jahr 1935, und es geht um antifaschistischen Widerstand. Etliche Gruppen hatten gegen den Auftritt der damals noch von Reichstrainer Otto Nerz betreuten Truppe protestiert. „Diese Nazis“, heißt es in einem Flugblatt, „werden nur zu einem einzigen Zweck hierher geschickt, und zwar zu politischer Propaganda.“ Offiziell bestritt das NS-Regime diesen Zweck. Aber intern war klar, dass die Regierung in Berlin im Vorfeld der Olympischen Spiele 1936 Tausende von Fußballanhängern nach London geschickt hatte, um für Akzeptanz für das „Dritte Reich“ zu werben.

An diese Geschichte erinnert das beschriebene Foto und das Flugblatt in der Ausstellung „Sport. Masse. Macht“, die derzeit in Berlin im Olympiapark, nahe dem Olympiastadion, zu sehen ist und die den Untertitel „Fußball im Nationalsozialismus“ trägt.

Schon das Gelände steht im Kontrast zu dem, was im Gebäude gezeigt wird: Bauten, die für Olympia 1936 gebaut wurden und seither kaum bis gar nicht verändert Zeugen des Nationalsozialismus sind. Diese Ästhetik wollen die Ausstellungsmacherinnen um Kuratorin Yvonne Zindel und die Leiterin des Berliner Sportmuseums, Veronika Springmann, aufbrechen. Vom Film „Das große Spiel“ (1942) etwa wird nicht das Ergebnis gezeigt: blonde, arische Fußballer. Sondern es wird ein Foto dokumentiert, wie die als Schauspieler verpflichteten Fußballer, allesamt Spitzensportler des Deutschen Reichs, dort für die Kamera den „Hitlergruß“ üben. Gezeigt wird also nicht der „schöne Schein“, sondern wie dieser inszeniert wurde.

Das ist das Gestaltungsprinzip dieser Ausstellung, die im Rahmen

des Kulturprogramms der EM angeboten wird. Es werden etwa auch keine Originalpokale ausgestellt, wie das in Sportmuseen so oft der Fall ist. Die Pokale, die es in Berlin zu sehen gibt, wurden im 3D-Drucker nachproduziert, und sie sind

1933 wurde das Aus für konfessionelle und Arbeitersportvereine verkündet

berührbar. Die „Victoria“ etwa, bis Kriegsende der Meisterpokal im deutschen Fußball, 1945 verschollen und nach 1990 wieder aufgetaucht, darf hier betastet werden. Oder der „Tschammer-Pokal“, Vorläufer des DFB-Pokals und gestiftet vom Reichssportführer Hans

von Tschammer und Osten – dessen Villa auf dem Olympiagelände heute noch steht – kann ebenfalls mit den Händen erührt werden. „Wir wollten weg von dem Fetisch, den Pokale so oft in der Sportwelt haben“, sagt Yvonne Zindel.

Das gilt erst recht für Trouvaillen, die von einer anderen Sportgeschichte erzählen. Etwa von einem Fußballpokal, um den Häftlinge im KZ Sachsenhausen spielten. Wie sehr der Sport den Häftlingen half, im KZ ihre Würde zu bewahren, wird durch die haptische Erfahrung, die man mit dem Pokal machen kann, etwas besser verständlich.

Tatsächlich gab es Sport im KZ – teils als sadistische Belustigung für SS-Wachleute, teils aber auch von Häftlingen selbst organisiert. Um die Vielschichtigkeit dieses Themas – und auch anderer behandelte Themen – darstellen zu können, wurde zum Mittel der Graphic No-

vel gegriffen. Textlich und grafisch soll die Ambivalenz und die Bedeutung von Fußball im KZ beschrieben werden.

In einer anderen Abteilung der Ausstellung werden Trikots ausgestellt. Es sind die Sportsachen von Vereinen, die die Nazis verboten haben. 1933 wurde das Aus für konfessionelle und Arbeitersportvereine verkündet, Juden wurden aus den „arischen“ Klubs geworfen, durften aber in eigenen Vereinen weiter Sport treiben – aus Rücksicht auf Olympia 1936, das das NS-Regime auf keinen Fall gefährden wollte. Die Trikots zeigen das Alltägliche des gemeinsamen Sports, das die Nazis aufkündigten und untersagten.

Über viel mehr müsste hier berichtet werden, wie „Sport. Masse. Macht“ auf museumspädagogisch innovative und auf sporthistorisch fundierte Weise sich dem schwierigen Thema nähert. Etwa über Bio-

grafien ausgesuchter Sportler oder über Bezüge zur Aktualität, wo sich die Zivilgesellschaft – oft sind es Ultras – heute gegen Rassismus und Antisemitismus im Fußball stellt und welche Widerstände sie erfährt, etwa mit dem Hinweis, Politik habe im Stadion nichts verloren.

Das Länderspiel England gegen Deutschland am 4. Dezember 1935 endete übrigens 3:0 für England. Das NS-Regime wollte so zeigen, dass es für fairen Sport stand. Von den antifaschistischen Protesten gegen dieses Spektakel hingegen existieren heute nur noch schlechte Fotos.

Sport. Masse. Macht. Fußball im Nationalsozialismus

– geöffnet täglich von 10-18 Uhr (außer am Tag des Finales) Olympiapark Berlin, Haus des Deutschen Sports, Hanns-Braun-Straße, Berlin



Verbotene Klamotten: Trikots von Vereinen, die von den Nazis verboten wurden
Foto: Mareen Meyer/what matters

Schuften und kicken

Nicht allen Zwangsarbeitern war in der NS-Zeit das Fußballspielen verboten. Eine Ausstellung zeigt, dass es sogar Länderkämpfe unter ihnen gab

Von Klaus Hillenbrand

Das Länderspiel der Niederlande gegen Italien muss hart umkämpft gewesen sein. Am Ende siegten die niederländischen Fußballer knapp mit 4:3. Bei der Begegnung hatte keine Seite Heimrecht. Sie fand in Berlin statt, am 20. August 1944, mitten im Zweiten Weltkrieg. Die Spieler waren auch keine Profis. Es waren Zwangsarbeiter. Sie durften in ihrer kurzen Freizeit – üblich war ein halber Tag in der Woche – mit dem Segen der Deutschen Arbeitsfront Fußball spielen. Die Nazis erhofften sich davon eine höhere Arbeitsleistung.

In Berlin erinnert eine Ausstellung anlässlich der Fußball-EM in Deutschland an Ereignisse wie dieses Spiel. „Ganz Europa kickte in Berlin“ ist der Name der Schau, und sie findet nicht zufällig in einer eher engen Baracke statt. Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit ist in ehemaligen Unterkünften von Menschen untergebracht, die in der Reichshauptstadt schuften mussten. Mehr als 8 Millionen Menschen waren von den Nazis nach Deutschland gezwungen worden, als Ersatz für die deutschen Männer an der Front.

Nicht allen von ihnen war es erlaubt zu kicken. Frauen schon mal gar nicht. Aber auch den meisten Männern aus Osteuropa blieb es verboten. Sie galten den Nazis als minderwertige „Untermenschen“, denen ein solches Privileg der Freizeitgestaltung nicht zustand, ebenso wenig wie ein Ausgang aus ihren Lagern oder ein Essen, das satt machte. Die Mitarbeiter der Schau berichten, dass sie keinen einzigen Beleg für sowjetische Spieler gefunden hätten. Dafür aber das Foto eines Schildes mit der Aufschrift: „Polen ist das Betreten des Sportplatzes bei Strafe verboten.“

Doch manche spielten trotzdem. Sie hielten sich nicht an die Verbote, trotz strenger Strafen. So wie der Pole Tadeusz Brzeski, der 1940 nach Hamburg verschleppt worden war und gut Deutsch sprach. „Ich fand interessante und gründete eine Fußballmannschaft“, wird Brzeski in der Ausstellung zitiert. Sie spielten gegen Holländer. „Viel Freude und Aufregung“ habe es da gegeben.

Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen aus westlichen Staaten war das Fußballspielen dagegen erlaubt. Betriebe hielten sogar Sportplätze für sie bereit, auf denen die Männer an „Sporttagen“ auftreten durften. Trikots

und Bälle stellten Lagerleitung oder Firmen. So kam es zu Turnieren zwischen Betrieben, die ab 1942 in einer Berliner „Lager-Liga“ kicken. Bald darauf spielten Zwangsarbeiter verschiedener Nationen gegeneinander. Beim Spiel der Niederlande gegen Flandern im Juni 1943 soll es 15.000 Zuschauer gegeben haben, und als die Niederlande auf Serbien traf, gab es am Rande wilde Prügeleien. Zumindest auf den Rängen waren auch Frauen erlaubt, so wie für die Tschechin Vaclava Svobodová, die stolz auf ihre „Argus-Füchse“ war, als die einen Pokal gewonnen hatten.

Fußballtechnisch besonders versierte Spieler konnten schließlich auch in deutschen Vereinen mitspielen. So wie Bram Appel. Der Niederländer, der 1942 nach Berlin verschleppt worden war, galt als echter Goalgetter und durfte bei Hertha BSC antreten. Selbst der *Völkische Beobachter* berichtete über seine Tore, freilich ohne zu erwähnen, dass er ein Zwangsarbeiter war. „Weil ich für die Hertha ein wichtiger Spieler war, hatte ich immer genug zu essen“, sagte Appel nach dem Krieg, der so zwar halbwegs durch die Schuferei gekommen war, aber nach 1945 bei seinen Landsleuten als Kollaborateur galt. Erst

1955 durfte Appel wieder in der holländischen Nationalmannschaft spielen.

Für die meisten Zwangsarbeiter wie für die Zuschauer war das Fußballspiel wohl eine willkommene Abwechslung vom immensen Arbeitsdruck, den Schikanen der Aufseher und der fehlenden Privatsphäre in den Schlafbaracken. Das Spiel konnte den Lebenswillen bewahren.

Für einige aber endete der NS-Terror tödlich. Julius Hirsch war vor der NS-Machtübernahme einer von zwei jüdischen Spielern in der deutschen Nationalmannschaft gewesen. 1933 kam er seinem Ausschluss von seinem Karlsruher Heimatklub durch den Austritt zuvor. Juden durften fortan nicht mehr in deutschen Vereinen Sport treiben. Hirsch spielte für jüdische Klubs. Ab 1939 musste er Zwangsarbeit leisten. Im Frühjahr 1943 wurde Hirsch nach Auschwitz deportiert und ermordet. Seinem Schicksal wird in dieser kleinen Ausstellung gedacht.

Ganz Europa kickte in Berlin. Fußball und Zwangsarbeit im Nationalsozialismus – Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, Britzer Straße 5, Berlin-Schöneeweide.